



François Gardé, **Was mit dem weißen Wilden geschah.**

Roman. Aus dem Französischen von Sylvia Spatz. C. H. Beck, München 2014. 318 Seiten, 19,95 Euro



Gaito Gasdanow, **Ein Abend bei Claire.** Roman. Aus dem Russischen von Rosemarie Tietze. Hanser, München 2014. 192 Seiten, 17,90 Euro

Hin- und hergerissen

Ein Aborigine aus der Vendée

Von Klaus Hübner

Ce qu'il advint du sauvage blanc (2012), der erste Roman des 1959 geborenen François Gardé, erzählt eine ungewöhnliche, extrem spannende Geschichte – anspruchsvoll, auch sprachlich, und dennoch leicht zu lesen. Gebannt folgt man dem Schicksal des Narcisse Pelletier, eines Matrosen aus einem Dorf in der Vendée, der sich 1843, im Alter von 18 Jahren, mutterseelenallein und fern jeder Zivilisation im Nordosten Australiens wiederfindet. Narcisse steht kurz vor dem Verdursten, als ihn eine Gruppe von Aborigines bei sich aufnimmt. Fast 18 Jahre wird er bei ihnen bleiben und Schritt für Schritt einer von ihnen werden. Amglo, wie man den bald vollständig tätowierten »weißen Wilden« jetzt nennt, macht alles mit und hält alles aus, lange kräftezehrende Fußmärsche durchs Outback, den schmerzhaften Verlust eines Ohrläppchens, halbgares Echsenfleisch und brackiges Wasser. Er hat keine Wahl – Europa ist weiter weg als der Mond. Er muss alles vergessen, auch seine Muttersprache: Er ist jetzt Amglo, sonst nichts.

1861 greifen ihn britische Seeleute auf und bringen ihn nach Sydney. Er ist anständig, freundlich, scheu und unberechenbar. Französisch spricht er nicht mehr, wie der ganz seinen Wissenschaften lebende Vicomte de Vallombrun, dem der »weiße Wilde« anvertraut wird, bald feststellen muss. Die Briefe, die Vallombrun an den Präsidenten der Pariser Société de Géographie richtet, bilden den zweiten Erzählstrang des Romans, und durch sie erfährt man ebenso viel über die Radikalität dieses Kulturenwechsels wie aus den Schilderungen des allwissenden Erzählers. Der Vicomte bringt seinen Schützling nach Frankreich zurück und wird sich bis an sein Lebensende um ihn kümmern.

François Gardé führt anschaulich vor Augen, was es bedeutet, vom »Fremden« und »Eigenen« zu sprechen. Sein wissenschaftliche Borniertheit und europäischen Rassismus heftig kritisierender Roman lässt kein Tabuthema aus. Klar ist: Narcisse und Amglo können nicht eins werden, niemals. Weshalb das so ist, ahnen wir nur. Narcisse Pelletier schweigt sein weiteres Leben lang über seine australischen Jahre: »Reden ist wie Sterben«. ■■■■

Traumverlorenheit

Ein Abgesang auf die romantische Liebe

Von Beate Träger

»Im Übrigen gab es Abende, an denen sie mir gar nicht in den Sinn kam; eher lag der Gedanke an Claire tief in meinem Bewusstsein, während mir schien, als vergäße ich sie.« Dieser Satz charakterisiert trefflich die träumerische Melancholie, die in Gaito Gasdanows Roman vorherrscht. Die Schilderung der Leidenschaft des Russen Kolja für die selbstbewusste, schöne, etwas ältere Französin Claire machte ihren Autor beim ersten Erscheinen in einem russischen Pariser Exilverlag im Jahr 1930 berühmt. Nach dem großen Erfolg der deutschen Neuübersetzung von Gasdanows späterem Werk *Das Phantom des Alexander Wolf* im Jahr 2012 liegt nun *Ein Abend bei Claire* ebenfalls in der Übersetzung von Rosemarie Tietze vor.

Kolja befindet sich nach der russischen Revolution im Pariser Exil und trifft dort nach zehn Jahren Claire wieder. Ihr Ehemann ist in Ceylon. Es scheint, als könnte nun Erfüllung finden, was Kolja sich lange erträumt hat. Da er durch Claires Gegenwart an seine Schulzeit in Russland erinnert wird, als er Claire zum ersten Mal begegnete, rückt jedoch die Vergangenheit in den Vordergrund. Schon damals litt der großbürgerliche Gymnasiast unter Ermüdungsanfällen, war er seiner selbst unsicher – eine Erfahrung, die durch den Tod des Vaters befördert wurde: »Oft verlor ich mich; ich war nichts für immer fest Umrissenes: ich veränderte mich, wurde bald größer, bald kleiner; und diese Unzuverlässigkeit meines eigenen Phantoms, die mir nicht erlaubt, mich ein für allemal zu teilen und zu zwei unterschiedlichen Existenzen zu werden, erlaubte mir vielleicht, in meinem realen Leben vielgestaltiger zu sein, als das möglich schien.«

Die Müdigkeit ist geblieben, Selbstzweifel, Traumverlorenheit und seine Trauer über das untergegangene Zarenreich machen Kolja zum Vertreter einer Moderne, in der die Seele durch die Psychoanalyse in ein helleres Licht gerückt, politische Gewissheiten durch Krieg und Sturz der Systeme erschüttert worden sind, in der durch die Fremdheit, mit der sich das Erzähler-Ich selbst begegnet, das Erzählen sich vom auktorialen Gestus entfernt – keine Romanze, aber ein höchst literarischer Roman. ■■■■